

Günter Burkart (Hrsg.)

Zukunft der Familie

Prognosen und Szenarien

Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 2009

Verlag Barbara Budrich



Zukunft der Familie

Zukunft der Familie Prognosen und Szenarien

Herausgegeben von Günter Burkart

Sonderheft 6 der Zeitschrift für Familienforschung

Verlag Barbara Budrich

Opladen und Farmington Hills 2009

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2009 Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills, MI
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-86649-237-0

eISBN 978-3-86649-774-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de

Inhalt

Einleitung

<i>Günter Burkart</i> Einblicke in die Zukunft der Familie	9
---	---

Zukunftsforschung

<i>Vanessa Watkins, Cornelia Daheim</i> Zukunftsforschung: Analyse von Szenariostudien zur Familie	31
---	----

<i>Dirk Konietzka, Michaela Kreyenfeld</i> Zwischen soziologischen Makrotheorien und demographischen Vorausberechnungen – Möglichkeiten und Grenzen des Blicks in die Zukunft der Familien- und Geburtenentwicklung	51
--	----

<i>Karl Lenz</i> Haben Familien und Familiensoziologie noch eine Zukunft?	73
--	----

Globalisierung, Migration, Mobilität

<i>Elisabeth Beck-Gernsheim</i> Ferngemeinschaften. Familien in einer sich globalisierenden Welt	93
---	----

<i>Norbert F. Schneider, Silvia Ruppenthal, Detlev Lück</i> Beruf, Mobilität und Familie	111
---	-----

<i>Harald Künemund, Ann-Kathrin Vaske, Claudia Kaiser</i> ‘Granny-dumping’, Altersmigration und das ‘smart home’ – Zukunft der familialen Betreuung Älterer?	137
--	-----

Neue Lebensformen

Matthias Grundmann, Dieter Hoffmeister

Familie nach der Familie. Alternativen zur bürgerlichen Kleinfamilie 157

Alexander Röhler

Zur Zukunft der Hausarbeit in Paarbeziehungen. Theoretische Überlegungen,
empirische Befunde und ein Szenario für das Jahr 2050 179

Maja S. Maier

Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Elternschaft 195

Kinder und Eltern

Marina Rupp

Eine Zukunft ohne Kinder 213

Birgit Pfau-Effinger

Entwicklungspfade und Zukunft der Kinderbetreuung 237

Martin Pinguart, Rainer K. Silbereisen

Einzelkinder und Geschwisterbeziehungen 255

Laszlo A. Vaskovics

Segmentierung der Elternrolle 269

Rückblick und Ausblick

Alois Hahn

Familienutopien 299

Autorinnen und Autoren 311

Contents

<i>Günter Burkart</i> Looking into the future of the family	9
<i>Vanessa Watkins, Cornelia Daheim</i> Future research: An analysis of scenario studies that focus on family	31
<i>Dirk Konietzka, Michaela Kreyenfeld</i> Between sociological macro theory and demographic projections – Possibilities and limitations of predicting future family and fertility change	51
<i>Karl Lenz</i> Do families and the sociology of family still have a future?	73
<i>Elisabeth Beck-Gernsheim</i> Long-distance relationships. Families in a globalizing world	93
<i>Norbert F. Schneider, Silvia Ruppenthal, Detlev Lück</i> Profession, mobility, family	111
<i>Harald Künemund, Ann-Kathrin Vaske, Claudia Kaiser</i> 'Granny-dumping', elderly migration, and the 'smart home' – The future of family support for the elderly?	137
<i>Matthias Grundmann, Dieter Hoffmeister</i> Family behind the family. Alternatives to nuclear families	157
<i>Alexander Röhler</i> On the future of housework in pair relationships. Theoretical considerations, empirical findings and a scenario for the year 2050	179
<i>Maja S. Maier</i> Parenthood in same-sex partnerships	195

<i>Marina Rupp</i>	
A future without children	213
<i>Birgit Pfau-Effinger</i>	
Development paths and the future of childcare	237
<i>Martin Pinguart, Rainer K. Silbereisen</i>	
Only children and sibling relationships	255
<i>Laszlo A. Vaskovics</i>	
Segmentation of parenthood	269
<i>Alois Hahn</i>	
Utopias of the family	299
The authors of the articles	311

Günter Burkart

Einleitung: Einblicke in die Zukunft der Familie

Looking into the future of the family

Zusammenfassung

In der etablierten Wissenschaft herrscht vielfach Skepsis gegenüber ‚Zukunftsforschung‘, der häufig eine Nähe zu Science Fiction attestiert wird. Dieser Band versucht, bezogen auf die Familienforschung, Vorbehalte gegenüber Zukunftsforschung abzubauen und für eine durchaus auch spekulative Sicht auf die Zukunft von Familie und anderen privaten Lebensformen zu werben. Zu Beginn des einleitenden Artikels wird über den Sinn von Zukunftsforschung diskutiert und argumentiert, dass vor allem Szenario-Techniken hilfreich für ein besseres Verständnis der Entwicklung der privaten Lebensformen in Gegenwart und Zukunft sein können. Im Anschluss daran werden einige spezielle Probleme und Trends diskutiert, etwa der Bedeutungsanstieg von transnationalen Familien als eine Konsequenz der Globalisierung und weltweiten Migration, die Zukunft von alternativen Lebensformen und von Geschlechterbeziehungen, eine mögliche Professionalisierung der Elternschaft sowie bio-technologische Perspektiven.

Abstract

Most scholars in the field of marriage and the family would be skeptical against future studies which seem to have too much affinities to Science Fiction. This book tries to reduce those reservations and to promote some speculative attempts to describe the foreseeable future of the family. The introductory article is reflecting on the purpose of future studies in family research and is advocating the view that scenario techniques could be useful for a better understanding of the possible tracks family life and living arrangements will take in the near future. In the second part of the text, some problems and trends will be discussed, i.e., the consequences of globalization and migration, transnational families and mobile life styles, ageing, alternative family forms, gender relations, professionalization of parenthood, and finally, bio-technological perspectives.

1. Einleitung

Was werden unsere Kinder und Kindeskinde im Jahr 2050 unter ‚Familie‘ verstehen? Vielleicht ein Ensemble aus technisch vernetzten mobilen Individuen, die kaum einmal zusammen an einem Tisch sitzen, um zu reden oder zu essen, und die sich überwiegend per Video-Telefonie verständigen. Gibt es dann überhaupt noch ‚Familien‘, verstanden als zusammenwohnende Gemeinschaft naher Verwandter, wenn doch ein Großteil der Rege-

nerationsfunktion der klassischen Familie ausgelagert sein wird? Wozu eine feste Familienwohnung, wenn viele Familienangehörige für längere Zeit an anderen Orten der Welt wohnen; wird man nicht viel lieber mit Freunden zusammen leben, in flexiblen, temporären Hausgemeinschaften? Führen die Fortschritte der Gentechnologie und der Reproduktionsmedizin dazu, dass die Produktion von Nachkommen und deren Sozialisation eine systematisch gesteuerte, überwachte Angelegenheit geworden ist, die nicht mehr den Launen der Natur überlassen wird, aber auch nicht den egoistischen Neigungen potentieller Eltern? Wird Gen-Therapie Pflicht sein, wenn dennoch etwas schief gelaufen ist?

Fragen und Vorstellungen dieser Art mögen an Science Fiction erinnern, und in der seriösen, empirisch fundierten Familienforschung stoßen sie daher auf Skepsis und Ablehnung. Mit dem vorliegenden Band wollen wir versuchen, für eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber ungewohnten Ideen und Konstruktionen von Zukunftsszenarien in der Familienforschung zu werben. Die aufgeworfenen Fragen sind ja nicht als Drehbuch-Skizze zu einem Science Fiction-Film gedacht, wo es auf möglichst spektakuläre und überraschende Szenarien ankommen würde, deren Realisierungswahrscheinlichkeit durchaus extrem gering sein darf. Sie greifen lediglich bereits sichtbare Trends auf, deren weitere Ausprägung und Ausrichtung allerdings noch völlig offen ist. Im vorliegenden Band geht es um den Versuch, die Entwicklungschancen für einige dieser historischen Innovationen auszuloten.

2. Wozu Zukunftsforschung?

Das Nachdenken über die Zukunft ist im Kontext der Familienforschung bisher ebenso wenig verbreitet wie in der Sozialforschung insgesamt. Zwar taucht das Wort ‚Zukunft‘ relativ häufig in Buchtiteln zur Familie oder in einem ‚Ausblick‘ am Ende von Texten auf, doch handelt es sich dabei selten um ‚Zukunftsforschung‘ im Sinne überraschender Einblicke. Häufig besteht bei zukunftsorientierten Betrachtungen die Tendenz zu sagen, dass sich nicht viel ändern wird. Das gilt besonders für die letzten Jahrzehnte, in denen kaum neue Ideen über die Zukunft der privaten Lebensformen aufgetaucht sind. Wie Vanessa Watkins und Cornelia Daheim in ihrem Beitrag deutlich machen, lassen sich die meisten Zukunftsvorstellungen, die es in der Familienforschung gibt, im Ansatz bereits in den 1970er Jahren finden. Das gilt für die These von der „postmodernen Familie“ ebenso wie für das Modell der Geschlechtergleichheit. Auch die Vision einer „individualisierten Gesellschaft“ und des damit verbundenen Niedergangs des klassischen Familienmodells ist nun bereits etwa dreißig Jahre alt. Dirk Konietzka und Manuela Kreyenfeld zeigen am Beispiel der „Theorie des zweiten demographischen Übergangs“, dass Trends der jüngeren Vergangenheit häufig in die Zukunft fortgeschrieben werden, ohne ein theoretisches Element einzubauen, das eine Richtungsänderung nahe legen würde. Die genannten Theorien sind aus ihrer Entstehungszeit heraus verständlich, in der sie „neu“ waren; aber als Zukunftstheorien sind sie „konservativ“, indem sie keine zukünftige Änderung des in der Gegenwart erkannten Trends annehmen.¹ Man könnte fast sagen: Als Prognosen sind solche Theorien nur brauchbar, so lange sich nichts ändert.

1 Ähnliches gilt für die zehn Zukunftstrends, die zum Beispiel Opaschowski (2002) ausgemacht hat. Sie sind im Wesentlichen Fortschreibungen von Trends, die schon länger bekannt sind: Überalte-

Dass sich nichts ändern wird ist nun allerdings ziemlich unwahrscheinlich. Wie aber sollen wir herausfinden, *was* sich ändern wird? Dies scheint ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen zu sein, denn als empirische Realität ist uns ‚die Zukunft‘ nicht zugänglich. Es ist daher ganz unwahrscheinlich, ‚richtige‘ Vorhersagen zu machen. Aber darum geht es gar nicht – wie bei Science-Fiction, wo klar ist, dass wir es nicht mit Prognosen mit Wahrheits- bzw. Verwirklichungsanspruch zu tun haben, sondern mit Phantasien eines Autors, Wunschbildern oder Angstvisionen. Science Fiction sagt uns daher häufig mehr über die Gegenwart und ihre ‚Befindlichkeiten‘ als über die Zukunft.

Das gilt auch für Zukunftsforschung. Ob eine Behauptung über die zukünftige Entwicklung ‚interessant‘ ist, also zur Kenntnis und vielleicht sogar ernst genommen wird, kann überhaupt nichts mit ihrer empirischen Treffsicherheit zu tun haben, da diese immer erst im Rückblick festgestellt werden kann. Ob eine Prognose oder eine Trendmeldung Beachtung findet, hängt davon ab, ob sie den ‚Nerv der Zeit‘ trifft, das heißt, Befürchtungen und Hoffnungen der Gegenwart gut zum Ausdruck bringt. Weil das häufig nicht der Fall ist, werden wissenschaftliche Cassandra-Rufe oft nicht sonderlich beachtet, wie z.B. beim Klimawandel oder bei Wirtschafts- und Finanzkrisen. Warum sollte man sich so verhalten, als sei die Katastrophe schon da? Vielleicht kommt ja doch alles ganz anders. Begriffe wie ‚Klimakatastrophe‘, ‚Baumsterben‘ oder ‚Ozonloch‘ lösten manchmal kurzzeitige Dramatisierungsdiskurse aus, die aber auch schnell wieder durch Beschwichtigungsdiskurse zurückgedrängt wurden. Nachhaltig wirksame politische Maßnahmen blieben dann meist aus, obwohl Wissenschaftler deutliche Belege für bedrohliche Entwicklungen liefern konnten. Ähnliches gilt auch für die demographische Debatte, wo zunächst viele Warnungen nicht ernst genommen wurden. So konnte man zum Beispiel schon mindestens seit den 1980er Jahren deutlich sehen, dass es zu einem ‚Altern der Gesellschaft‘ mit schwerwiegenden Folgeproblemen für die Finanzierung der Rentenversicherung und des Sozialstaates kommen würde. Doch das Problem wurde in der Politik nur zögernd aufgegriffen (Höhn 2007).

Es geht bei Zukunftsforschung also nicht primär um die empirische Zukunft, sondern eher darum, aktuelle Hoffnungen oder Wünsche, aber auch Befürchtungen und entsprechende Warnungen zum Ausdruck zu bringen. ‚Zukunft‘ ist nicht das, was kommen wird, sondern das, was wir uns *jetzt* als Zukunft *vorstellen*. Die Zukunft existiert real nur in der Gegenwart. Man kann das auch daran sehen, dass der nachträgliche Abgleich von Prognosen mit tatsächlich eingetretenen Ereignissen normalerweise wenig interessiert. Zukunftsvisionen sind deshalb Elemente der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit in der Gegenwart (Uerz 2006: 13f.). Und damit wird die Definitionsmacht über ‚die Zukunft‘ wichtig.

Es geht also nicht um die Wahrheit von Prognosen, sondern um die Beeinflussung der Gegenwart und der nahen Zukunft. Prognosen oder andere Zukunfts-Behauptungen sind dann ‚richtig‘, wenn sie die gesellschaftlichen Akteure dazu bringen, in einer erwünschten Richtung zu handeln. Der eigentliche Sinn von Zukunftsforschung ist der Versuch, Zukunft machen zu wollen. Prognosen haben Wirkungen – entweder als self-fulfilling oder als self-destroying prophecies. Warn-Prognosen werden mit der Absicht verkündet, dass alles getan wird, sie zu widerlegen: Interventionsparadoxie. Sie haben eine ähnliche

rung, Mediatisierung, Globalisierung, Individualisierung, Mobilisierung, Erlebnissteigerung oder Schnelllebigkeit.

Funktion wie Zeitreisende in Science-Fiction-Filmen, die in der Vergangenheit auftauchen, um die ihnen bekannte Zukunft zu verhindern.² In dem SF-Film *Minority Report* werden Verbrechen dadurch verhindert, dass sie ‚richtig‘ vorausgesagt wurden (Behr 2007). Die entsprechenden Prognosen konnten also weder richtig noch falsch sein: die klassische Struktur der Paradoxie.

Gerade dies macht Zukunftsforschung sinnvoll: die Möglichkeit, Einfluss auf zukünftige Entwicklungen zu nehmen, indem man Weichenstellungen möglichst genau analysiert. Die Zukunft beeinflussen zu wollen heißt also erst einmal, eine genaue Analyse der gegenwärtigen Entwicklung und der Optionsstrukturen vorzunehmen. Das ist freilich schon schwierig genug: Kreyenfeld und Konietzka zeigen in ihrem Beitrag auch, wie schwierig selbst die Geburtenentwicklung zu prognostizieren ist, obwohl hier die Datenlage vergleichsweise gut ist. Das Hauptproblem liegt darin, Signale für eine Trendumkehr überhaupt zu sehen und sie dann auch richtig zu deuten, d.h. *Anzeichen* als *Vorzeichen* zu erkennen (Steinmüller 2007). Die zurückliegende Geburtenentwicklung wurde jedenfalls nur schlecht vorausgesehen. Selbst der Baby-Boom der späten 1950er und frühen 1960er Jahre, so Kreyenfeld und Konietzka, war in Deutschland Anfang der 1950er Jahre nicht antizipiert worden, obwohl er aus heutiger Sicht doch wie eine logische nachkriegsbedingte Unterbrechung des langfristigen Geburtenrückgangs erscheint.

Gerade um hier die Forschungslage zu verbessern, könnte es sich lohnen, ‚Zukunftsforschung‘ zu betreiben, d.h. systematisch die „möglichen, wahrscheinlichen und wünschbaren Zukunftsentwicklungen und Gestaltungsoptionen sowie deren Voraussetzungen in Vergangenheit und Gegenwart“ zu analysieren und damit Wissen zu erzeugen, das „zur Bewältigung von erkennbaren Herausforderungen der Gegenwart beitragen“ könnte (Kreibich 2007: 181). Das lässt sich gut auf die Familienforschung übertragen, wie die Beiträge dieses Bandes zeigen. Es geht darum, mit bestimmten Herausforderungen umgehen zu können, zum Beispiel dem Vereinbarkeitsproblem oder dem Problem der steigenden Kinderlosigkeit. Auch die Folgen der Globalisierung (Mobilität und Migration) sind große Herausforderungen, ebenso jene des Alterns.

Zukunftsforschung in diesem Sinn gibt es noch nicht sehr lange, obwohl man in gewisser Weise sagen könnte, dass die Menschwerdung mit der Zukunftsorientierung beginnt: Die Absetzung von der biologischen Evolution wird durch die Entwicklung des Zeitbewusstseins markiert. Der Mensch lernt aus der Vergangenheit, sich in der Gegenwart auf die Zukunft einzustellen und sich ein Leben nach dem Tod vorzustellen. Über gesellschaftliche Entwicklungen und die Zukunft der Gegenwart ist deshalb immer wieder nachgedacht worden. Wie Alois Hahn in seinem Beitrag zeigt, hat bereits Platon in seiner Gesellschaftsutopie auch eine Familienutopie eingebaut, die erstaunlich aktuell wirkt.³

2 Allerdings müssen die Protagonisten der Zeitreisen-Filme häufig feststellen, dass sich die Zukunft nicht verändern lässt: Hier herrscht oft noch das alte Bild einer Zukunft vor, die nicht machbar ist, sondern die vorherbestimmt ist – sie kann nicht beeinflusst, allenfalls ‚vorhergesehen‘ werden.

3 Gereon Uerz (2006), der einen breiten Überblick zur Geschichte der Zukunftsforschung gibt, versucht nachzuweisen, dass ‚die Zukunft‘ eine ‚Erfindung‘ des antiken Judentums ist. Dabei seien die beiden Pole von Zukunftsvisionen zusammengezogen worden: die Angst vor dem Ende und die Hoffnung auf eine damit beginnende bessere Zukunft. Heilsvisionen lassen die schlechte Gegenwart erträglicher erscheinen, aber die Drohung des Untergangs übt auch Druck auf die gegenwärtige Lebensführung aus.

In der Moderne löst sich die Zukunft allmählich aus dem religiösen Kontext und wird immer mehr zu einer Angelegenheit, die der Mensch selber gestalten kann. Im 19. Jahrhundert verbreitet sich die Vorstellung der Gegenwart als eines Durchgangsstadiums zur offenen Zukunft. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gibt es einen deutlichen Aufschwung sowohl an Science Fiction (Jules Verne, Herbert George Wells) als auch an wissenschaftlich bemühten Prognosen. Noch bewegt sich das Denken aber im Bereich teleologisch-normativer Entwürfe.

Von Zukunftsforschung im engeren Sinn kann man erst seit der Mitte des 20. Jahrhunderts sprechen, mit der Begründung der wissenschaftlichen ‚Futurologie‘, „die eine lineare Gesamtentwicklung der Menschheit voraussetzte und deren Verlauf umfassend vorherzusagen versuchte“ (Kreibich 2007: 177). Dabei dominierte lange Zeit die technisch-ökonomische Prognoseforschung, begleitet von optimistischem Fortschrittsdenken. Sie bestand oft in der einfachen Extrapolation von Datenreihen: Wenn ein Ansteigen einer Kurve sichtbar wurde, wurde dieses Ansteigen entsprechend in die Zukunft verlängert.

Eine deutliche Veränderung machte sich seit den 1970er Jahren bemerkbar, seit der Fortschrittsoptimismus nicht mehr unbehelligt dominierte: nun ist eher von ‚Zukünften‘ die Rede, von verschiedenen möglichen Entwicklungen, und die Idee gewinnt an Bedeutung, dass sich durch das gegenwärtige Handeln der Menschen entscheidet, welche Möglichkeit sich durchsetzt. Die Umstellung ist verbunden mit einem methodischen Wandel, u.a. auch durch das vielfache Scheitern von Prognosen: an die Stelle von Voraussagen treten zunehmend Szenario-Techniken, Ideen über „Voraushandeln“ und die Einbeziehung der Betroffenen in „Zukunftswerkstätten“ oder „Perspektiv-Workshops“ (Kreibich 2007: 178). Man verabschiedete sich von der Vorstellung, die Zukunft sei erkennbar, sie stünde gewissermaßen schon fest und müsse nur noch enthüllt werden. Vielmehr ging man nun verstärkt davon aus, dass die Zukunft erst noch gemacht werden müsse, und daher richtete sich die Zukunftsforschung vor allem auf dieses Machen (*pouvoir*) (Jouvenel 2000). Gerade bei Szenarien geht es also darum, mögliche Zukünfte zu ahnen und aktiv an der Verwirklichung einer erwünschten Zukunft oder an der Verhinderung einer unerwünschten Entwicklung zu arbeiten.

Während *Prognosen* häufig als Versuch missverstanden werden, eine genaue Voraussage der Wirklichkeit zu sein, ist bei *Szenarien* deutlicher, dass sie nur Möglichkeiten darstellen. Es handelt sich dabei um kohärente, detaillierte Beschreibungen zukünftiger Zustände oder Prozesse. Szenarien stellen hypothetische Folgen von Ereignissen dar, die die Aufmerksamkeit auf kausale Prozesse und Entscheidungsmomente lenken sollen. Sie sollen uns zeigen, wo relevante Entscheidungspunkte liegen, welche Alternativen es jeweils gibt, um die weitere Richtung des Prozesses zu beeinflussen: erwünschte Entwicklungen zu befördern, für unerwünschte Entwicklungen Hindernisse aufzubauen. Es geht bei Szenarien also erklärtermaßen auch um Einflussnahme, um Gestaltung der Zukunft. Deswegen werden bei Szenarien-Konstruktionen häufig mehrere Alternativ-Szenarien entwickelt, ‚Portraits‘ möglicher Zukünfte. Komplexe Szenarien-Konstruktionsprozesse umfassen eine Reihe von Schritten: Problemanalyse, Szenariofeldbestimmung, Projektionen, Konsistenzprüfung, Szenariobildung, Störereignisanalyse, Wirkungsanalyse, Szenariotransfer (Steinmüller 2007: 166f.).

Als *Wild Cards* schließlich gelten Ereignisse, deren Eintreten zwar ziemlich unsicher ist, die aber, wenn sie einträten, schwerwiegende und weitreichende Konsequenzen haben

würden. So veröffentlichte zum Beispiel das Kopenhagener Institut für Zukunftsforschung in den 1990er Jahren eine Studie mit den Wild Cards: „Frauen verlassen den Arbeitsmarkt“ oder „Das Ende der Solidarität zwischen den Generationen“ (Ågerup 2000: 112). *Wild Cards* werden manchmal auch mit Störereignissen gleichgesetzt, mit denen konstruierte Szenarien getestet werden (Steinmüller 2007: 167).

Die Zukunftsforschung hat es schwer, sie wird von der etablierten Wissenschaft häufig nicht ernst genommen. Deshalb grenzen sich Zukunftsforscher, die als seriös gelten wollen, von ‚Trendforschern‘, ‚Pop-Futurologen‘ oder ‚Technikaposteln‘ ab. Diesen wird vorgeworfen, sich entweder nur am Auftraggeber (Zukunftsforschung ist häufig Auftragsforschung, zunehmend auch in der Politik) oder an den Bedürfnissen der Medien zu orientieren: für diese muss eine Prognose spannend sein, einen hohen ‚News‘-Wert besitzen und sich (bei Bildmedien) auch gut visualisieren lassen.

3. Eine vergangene Zukunft der Familie

Viele Vorstellungen, die wir heute über die Zukunft der Familie haben, sind im Kontext der kulturellen Umwälzungen der späten 1960er Jahre entstanden und wurden seit Mitte der 1970er Jahre in der Familienforschung auf den Begriff gebracht (unter Stichworten wie ‚Decline of the Family‘, ‚Postmoderne Familie‘, ‚Postmaterialismus‘, ‚Individualisierung‘, ‚Selbstverwirklichung‘ usw.). Deshalb könnte es aufschlussreich sein, einmal zu fragen, ob wir in Schriften um das Jahr 1970 schon die Themen finden, die uns heute beschäftigen: Das Verhältnis der Geschlechter zueinander, die Rolle des Vaters bei der Erziehung, die Frage des natürlichen Anteils von Mutterschaft; die Vereinbarkeitsproblematik bei steigender Bildungsbeteiligung und Karriereorientierung von Frauen; die Frage von Alternativen zu Ehe und Familie; die Problematik der komplexen Verwandtschaftsverhältnisse, wenn immer mehr Menschen in ihrem Leben mehrere Familien gründen, von denen die erste (und eventuell die zweite) wieder aufgelöst werden.

Im Jahr 1970 erschien der Sammelband „The Family and its Future“ (Elliott 1970, deutsch 1971, mit dem Titel „Hat die Familie noch eine Zukunft?“), der die Beiträge einer internationalen und interdisziplinären Tagung aus demselben Jahr zusammenfasste. Darin findet sich ein Kapitel von Robert S. Weiss über „Ehe und Familie in der Zukunft“. Weiss konstatiert, „dass sich das Familienleben in zunehmendem Maße mehr um die Ehe als um die elterlichen Pflichten drehen wird und dass die ehelichen Beziehungen einerseits mehr Bedeutung für das Wohlbefinden der Partner gewinnen, andererseits aber auch fragiler werden“ (Weiss 1971: 72). Das ist eine Weiterführung des Durkheimschen Konzepts der konjugalen Familie, das kurze Zeit später auch in der Vorstellung der postmodernen Familie bedeutsam wurde (Shorter 1975). Weiterhin glaubte Weiss damals an stetig wachsenden Wohlstand und ging von einer steigenden Bildungsbeteiligung der Frauen aus. Er sah deshalb für die Mittelschichtfamilie die Tendenz voraus, zunehmend Haushaltspersonal einzustellen, auch für die Kinderbetreuung. Mutterschaft werde dann „gleichsam zu einer Teilzeitbeschäftigung“, das ermögliche den gebildeten Frauen, „berufliche und außerberufliche Interessen“ verfolgen zu können (Weiss 1971: 73). Auch das Vereinbarkeitsproblem war schon sichtbar: „Einige beneidenswerte Männer und Frauen können vielleicht ihre Arbeit so organisieren, dass sie, wie das Familienleben, gemeinsam bewäl-

tigt wird, so dass der Berufslaufbahn beider Partner keine Energie verlorengelht. Aber bei den meisten Paaren wird dieser neue Zustand wohl Spannungen auslösen.“ Während die alte Ehe die komplementäre wechselseitige Unterstützung von Mann und Frau auf zwei getrennten Gebieten vorsah, werde die Dual-Career-Ehe einem Nullsummenspiel gleichen, „in dem die Gewinne des einen die Verluste des anderen sind“ (Weiss 1971: 76f.).

Die Idee der Selbstverwirklichung hatte seit Mitte der 1960er Jahre großen Einfluss auf die Kultur der westlichen Welt. Sie spielte auch in der amerikanischen Familienforschung eine wichtige Rolle. Weiss prognostiziert, die „Ethik der Selbstverwirklichung“ werde an Bedeutung gewinnen (Weiss 1971: 78). Interessanterweise setzt er hier aber zunächst nicht an der Selbstverwirklichung der Erwachsenen an, die deshalb vielleicht ihre Kinder oder überhaupt das Kinderkriegen vernachlässigen würden, sondern an der Selbstverwirklichung des Kindes. Das Kind werde die Anschauung entwickeln, seine Verpflichtung bestünde nicht darin, seine Eltern zu unterstützen, sondern darin, die ihm gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten zu nutzen. „So wird für das Kind die Selbstverwirklichung zur moralischen Verpflichtung“ (Weiss 1971: 78). Damit dies gelinge, würden „die Aufgaben der Kinderbetreuung zu einem beträchtlichen Teil Spezialisten übertragen“. Kinder würden außer Hauses sozialisiert, in Spezialschulen und Summer Camps. Diese Orientierung werde durch die weitere Schul- und Hochschulbildung des Kindes stabilisiert. Das erwachsene Individuum werde deshalb „eine neue Form protestantischer Ethik“ entwickelt haben, „die jedes Individuum verpflichtet, selbstverantwortlich Zeugnis von seiner eigenen inneren Leuchtkraft abzulegen“ (Weiss 1971: 78).⁴ Diese Ethik werde im Übrigen auch die eheliche Instabilität erhöhen, da nun Treue davon abhängig werde, „ob die Ehe zur Entfaltung des Ichs beiträgt.“ Bezüglich der wachsenden Scheidungsquoten greift Weiss einen alten Vorschlag auf, gesetzlich zwei Arten von Ehen zu unterscheiden: „eine leicht trennbare, in der es verboten ist, Kinder zu bekommen, und eine nahezu untrennbare, in der Kinder erlaubt sind“ (Weiss 1971: 82).

Alle diese Prognosen und Einschätzungen sind etwa vierzig Jahre alt. Sie bewegen sich noch überwiegend im Fahrwasser der Moderne: Modernisierung der Familie, weiterer Bedeutungsanstieg der Ehe auf Kosten des Verwandtschaftssystems und der Generationsbeziehungen. Eine Abkehr von Ehe und Familie kommt nur zögernd ins Blickfeld. „Manche Paare werden ohne formelle Eheschließung miteinander leben“ (ebd.). Der Autor denkt dabei zunächst nur an jüngere Paare und solche ohne Kinder, die sich ihrer Beziehung noch nicht sicher sind (Ehe auf Probe). Wenn Kinder kommen, würde „eine Frau entweder eine Ehe mit einiger Verpflichtung zur Dauerhaftigkeit wünschen oder aber ihren eigenen Haushalt“ (ebd.). Der Vater des Kindes würde also nicht unverheiratet mit ihr den Haushalt teilen. Aber auch er würde entweder auf eine Heirat drängen oder die Beziehung beenden.⁵ Vom ‚neuen Vater‘ ist hier noch nicht die Rede, ebenso wenig vom ‚living

4 Im Original steht an dieser Stelle: „Each individual is responsible for testimony to his own inner light“ (Weiss 1970: 56).

5 Der nicht mit der Frau zusammenlebende Mann wird in der deutschen Übersetzung als „Hausfreund“ bezeichnet. Im Original ist er der „boy-friend“. In der Diskussion des Beitrags wurde angemerkt, dass es unter Umständen zu einer neuen Beziehungsform kommen könnte, von einem Diskussionssteilnehmer formelhaft so zusammengefasst: „die Hausfreund-Beziehung mit dem semi-permanenten rotierenden Mann!“ (Weiss 1971: 87).

apart together‘ und auch nicht von einer längerfristigen Perspektive als nichtehelich zusammenlebendes Paar mit Kindern.

4. Folgen der Globalisierung und des demographischen Wandels

Ein Großteil der empirischen Studien, aber auch der theoretischen Überlegungen in der Familienforschung bewegt sich in relativ engen regionalen oder nationalen Grenzen. Forschungen etwa zu bikulturellen Paaren oder transnationalen Familien umgibt immer noch ein Hauch von Exotik, Studien zur Struktur globaler familialer Netzwerke sind selten. Die Kritik, dass insbesondere die deutsche Familienforschung den seit den 1990er Jahren sichtbar werdenden Veränderungen im Zusammenhang mit der Globalisierung bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, scheint daher nicht ganz unberechtigt. Zu diesen Entwicklungen gehört etwa, dass sich die wachsenden globalen Migrationsströme allmählich von der klassischen Arbeitsmigration (von Männern) zur Migration von Frauen im häuslichen Dienstleistungs- und Pflegebereich verschieben. Das Altern der westlichen Gesellschaften trägt mit dazu bei, dass hier der Bedarf weiterhin stark ansteigen wird. Die Funktionsfähigkeit der Systeme für Kranken- und Altenpflege dieser Gesellschaften wird in Zukunft stärker auf Pflegepersonal aus Asien, Afrika oder Südamerika angewiesen sein. Damit wird zwangsläufig auch die Zahl von transnationalen Paaren und Familien steigen, denn viele dieser Frauen werden nicht in ihr Herkunftsland zurück wollen, sondern sich einen Ehemann in ihrem Arbeitsumfeld suchen. Auf diese Probleme weist Elisabeth Beck-Gernsheim in ihrem Beitrag hin. Auch im Alter nimmt die Migration zu, wie Harald Künemund, Ann-Kathrin Vaske und Claudia Kaiser zeigen. Ganz allgemein trägt die Globalisierung zum Anstieg von Mobilität bei, und damit müssen Familienstrukturen auch stärker auf eine Zunahme an mobilen Lebensformen reagieren, wie der Beitrag von Norbert F. Schneider, Silvia Ruppenthal und Detlev Lück veranschaulicht.

Die Analyse dieser neuen Paar- und Familienformen – Migrationsfamilien, transnationale Paare, mobile Lebensformen – ist also eine wichtige Zukunftsaufgabe für die Familienforschung. Die Kulturen rücken näher zusammen, es kommt immer häufiger zu familialen Verbindungen, in denen sehr unterschiedliche kulturelle Traditionen aufeinander stoßen können.

Das Altern der westlichen Gesellschaften trägt, wie gesagt, zu diesem Problem in erheblichem Maße bei. Im Unterschied zu den demographischen, sozialökonomischen und kulturellen Folgen von wachsenden globalen Migrationsströmen ist diese Entwicklung allerdings relativ gut erforscht, jedoch meist wiederum isoliert für einzelne Nationalgesellschaften. So wissen wir seit einiger Zeit für Deutschland, dass es auf der einen Seite immer weniger Kinder, auf der anderen Seite immer mehr Ältere gibt, mit dramatisch zunehmender Schieflage der Altersstruktur. Das Statistische Bundesamt prognostiziert (in einer Variante), dass der Bevölkerungsanteil in der Altersgruppe der Kinder und Jugendlichen (bis 19 Jahren) bis zum Jahr 2050 um fast 30 Prozent und jener der 20- bis 59-Jährigen um über 20 Prozent abnehmen werde. Demgegenüber würden die Anteile der über 60-Jährigen deutlich zunehmen. Am stärksten werde der Anteil der ‚Hochbetagten‘ – über 80 Jahre – zunehmen, nämlich um über 150 Prozent (Statistisches Bundesamt 2006:

22f.). Der Altersquotient werde sich dramatisch verschieben, von jetzt etwa 30 auf deutlich über 60.⁶ Im Jahr 2050 wären dann nur noch 15 Prozent der Menschen unter 20 Jahren, nur noch etwa die Hälfte der Bevölkerung wäre im Erwerbsalter (20 bis 65 Jahre), aber fast ein Drittel wäre über 65 Jahre alt. Und so haben wir heute das zukünftige Bild einer völlig überalterten Gesellschaft, das Bild einer Sozialordnung, in der zwei Erwerbstätige eine Rente finanzieren müssten.

Gegen diese Entwicklung, diesen Eindruck erwecken viele Kommentare, ist nur wenig auszurichten. Maßnahmen zur deutlichen Erhöhung der Fertilität müssten sehr drastisch sein, um zu greifen. Einer früher häufiger gehörten Beruhigungsformel, man könne das Problem durch Einwanderung jüngerer Menschen lösen, wird heute zunehmend Skepsis entgegengebracht, weil die Integrationsproblematik nicht zu übersehen ist. Selbst in den USA, dem klassischen Einwanderungsland, verschärft sich in den letzten Jahren die Problematik der Integration und Assimilation von Immigrantengruppen.

Gleichwohl wird es unumgänglich sein, die Folgen der globalen Migration genauer zu untersuchen und zu prüfen, in welchem Maße eine Entschärfung der Problematik durch Zuwanderung zu erwarten ist. Es ist durchaus möglich, dass die Widerstände, die bisher noch gegen Einwanderung vorgebracht werden, nachlassen, wenn jene Generationen abgetreten sind, die in Einwanderung tendenziell eine Bedrohung sehen. Natürlich wird man sich noch stärker um Integration bemühen müssen. Die nach wie vor stark ideologisch geprägten Konflikte etwa bei der Frage, wie gut Einwanderer die deutsche Sprache beherrschen müssen, würden sich vielleicht entspannen, wenn irgendwann nicht mehr zwischen ‚richtigen‘ Deutschen und solchen ‚mit Migrationshintergrund‘ unterschieden würde. Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika könnte hier durchaus als Beispiel dienen.

Bisher wurde hierzulande häufig so diskutiert, als sei das Altern der Gesellschaft ein Dauerproblem der Zukunft. Aber die demographische Krise lässt sich auch als Übergangsproblem betrachten, als eine Art demographische Transition, die bereits um das Jahr 2030 ihren Höhepunkt erreicht haben könnte. In dieser Zeit kommen die Geburtsjahrgänge nach dem Baby-Boom der 1960er Jahre ins Rentenalter (wie es bisher definiert war, also mit 65), und die Altersstruktur beginnt allmählich, sich wieder zu normalisieren, denn von Jahr zu Jahr sinkt dann die Zahl der Neu-Rentner. Allerdings wird die Gesamtzahl der Rentner langsamer sinken, da die Lebenserwartung allen Prognosen zufolge weiter ansteigen wird. Dennoch könnte das Problem um 2050 als überstanden gelten – umso eher, je höher die Immigrationsquote ist.

5. Neue Formen des Zusammenlebens jenseits der Familie?

Die kulturellen Umwälzungen seit Mitte der 1960er Jahre richteten sich ideologisch auch gegen die etablierten Familienverhältnisse, gegen die ‚bürgerliche‘ Normalfamilie, gegen die Abschottung des Privatlebens. Das Aufkommen von Kommunen und Wohngemeinschaften war praktischer Ausdruck dieser Bewegung, wenn auch zunächst beschränkt auf

6 Der Altersquotient sagt aus, wie viele über 65-Jährige auf 100 15-64-Jährige kommen (oder: 65-Jährige in Prozent der 15-64-Jährigen).

bestimmte Milieus. Die Familiensoziologie jener Zeit hat diese ‚Alternativen‘ allerdings nicht sonderlich ernst genommen, auch nicht in zukunftsbezogenen Betrachtungen. In dem bereits diskutierten Zukunftsbeitrag wird die ‚Kommune‘ als Alternative zur Ehe zwar erwähnt. Aber aus dem wenigen Material, das ihm bekannt war, folgerte der Autor, dass man für die Zukunft nicht von einer größeren Verbreitung ausgehen könne. Zum einen sei in solchen Kommunen (mit Polygamie und Gruppensex) „Paarbildung nahezu unvermeidlich“, trotz „entgegengesetzter ideologischer Verpflichtungen“, zum anderen würden sie die individuelle Selbstverwirklichung nicht fördern (Weiss 1971: 83). Tatsächlich hat sich die Lebensform der ‚Kommune‘ im engeren Sinn nicht durchgesetzt; doch die ‚Wohngemeinschaft‘ im Sinne des Zusammenlebens von mehreren nicht miteinander verwandten Personen, die (in der Regel) keine sexuellen Beziehungen untereinander haben, hat sich durchaus etabliert. Matthias Grundmann und Dieter Hoffmeister knüpfen in ihrem Beitrag an diese Traditionen an und loten die Entwicklungsmöglichkeiten „sozialer Lebensgemeinschaften“ jenseits der Familie aus.

Als in der (deutschen) Familiensoziologie die Frage aufgegriffen wurde, ob die Familie als dominante Lebensform im Niedergang begriffen sei, galt die Aufmerksamkeit bekanntlich nicht so sehr neuen, alternativen Vergemeinschaftungsformen, sondern dem Trend zur Individualisierung. Als Zukunftsszenario interpretiert, ergibt sich aus der Individualisierungsthese unter anderem die Vermutung, dass der Anteil der ‚Singles‘ zunehmen werde. Vor allem die Bedeutung des ungebundenen, mobilen und flexiblen Individuums werde steigen, weil es für die neue Zeit besser gerüstet sei als das in feste Strukturen eingebundene Individuum. Diese Ansicht ist inzwischen weit verbreitet. So schreiben etwa Boltanski/Chiapello (2003: 169), es komme heute immer weniger darauf an, „lebenslang ein einziges Projekt (eine Berufung, einen Beruf, eine Ehe etc.) zu verfolgen“. Es gilt als vorteilhaft, mobil und ungebunden zu sein, immer offen für neue Kontakte. In einer vernetzten Welt besteht das Sozialleben aus temporären Beziehungen. Das gilt auch für die Arbeitswelt. Mobile Singles und mobile Projekt-Netzwerker passen daher optimal zusammen. Aber alle anderen haben ein Problem mit dieser Entwicklung, das sich, wie Arlie Hochschild (1997) gezeigt hat, auch nicht einfach durch Rationalisierung der Familie und Emotionalisierung der Arbeit lösen lässt. Hier liegt in der Tat eines der großen Zukunftsprobleme. Wie kann eine Balance zwischen Flexibilität und Stabilität erreicht werden?

Zurzeit sehen die meisten Beobachter noch keine Zeichen einer Trendwende. Das heißt, es wird erwartet, dass die Anteile von Singles, nichtehelichen Lebensgemeinschaften und anderen alternativen Lebensformen in naher Zukunft weiter ansteigen werden, wenn auch wohl langsamer als bisher. Mehr als bisher wird man allerdings fragen müssen, was die Charakterisierung ‚Single‘ eigentlich bedeutet: unverheiratet; alleinlebend; partnerlos; flüchtig gebunden? Geht es dabei um kurzfristige Übergangsphasen im Lebenslauf oder um eine nachhaltige Lebensform? So oder so – es wird jedenfalls in den nächsten Jahren eine relativ große Bevölkerungsgruppe von älteren ‚mobilen Singles‘ geben, und es stellt sich die Frage, wie sie leben wird. Stellen wir uns die Generation vor, deren Mitglieder in den 1970er Jahren geboren wurden. Sie werden im Jahr 2030 zwischen 50 und 60 Jahre alt sein. Viele von ihnen werden kinderlos sein, sie hatten vielleicht keine langjährige Beziehung. Viele von ihnen werden als Einzelkinder aufgewachsen sein, was vielleicht ihrer kognitiven Entwicklung gut getan hat, aber nicht notwendi-

gerweise der Entwicklung ihrer Sozialkompetenz, wie der Beitrag von Martin Pinquart und Rainer K. Silbereisen nahe legt. Es handelt sich vorwiegend um Großstadtbewohner, sie werden häufig keinen festen Beruf haben, sondern auf eine ‚Projekt‘-Biographie zurückblicken, an der sie weiter basteln müssen: Sie haben sich in den 1990er Jahren an ‚prekäre Beschäftigungsverhältnisse‘ gewöhnt. Sie sind nicht mehr fest in ihrer Herkunftsfamilie verankert, haben häufig den Wohnort gewechselt, ihr persönliches Netzwerk wird stärker durch berufliche Beziehungen und Freundschaften gekennzeichnet sein als durch starke Familienbände. Manche werden eine langjährige Beziehung hinter sich haben, aber nun sind sie wieder Single. Dabei können sie damit rechnen, noch etwa 30 Jahre Lebenszeit vor sich zu haben. Sie müssen ihr weiteres Leben noch gestalten.

Es ist vorstellbar, dass sich in dieser Generation eine neue Lebensform entwickelt, in der verschiedene Elemente aus den alten Lebensformen flexibel kombiniert werden – Elemente des Alleinlebens, von Familie und Wohngemeinschaft, von Projektwohnkollektiv, „Hausfamilie“ (Fuchs 2003) oder vielleicht auch einer Variante des „Generationenhauses“ der Ministerin von der Leyen. Da es sich vermutlich um überwiegend wohlhabende Personen handelt (zwar haben die wenigsten ein sicheres Gehalt und eine sichere Rente, aber die meisten haben eine relativ große Erbschaft gemacht), werden jeweils einige von ihnen zusammen eine größere Immobilie gekauft haben, in der neben einigen Eigentumswohnungen auch eine Gemeinschaftswohnung existiert, die auch für gemeinsame Projekte genutzt werden kann. Es wird eine große Wohnküche für das ganze Haus geben, aber natürlich hat auch jeder seine eigene kleine Individualküche und andere Rückzugsmöglichkeiten. Vielleicht wird man von ‚Projektfamilie‘ sprechen, in der die Verwandtschaftsbeziehungen – die in patriarchalen Kulturen den Kern von ‚Familie‘ darstellten – gegenüber der modernen westlichen Familie noch stärker an Bedeutung verloren haben. Der Begriff ‚Familie‘ wird dann weiter aufgeweicht sein, näher an der Vorstellung eines flexiblen Netzwerkes von guten Freunden, mit denen man Projekte macht, in denen Privatleben und Beruf nur schwer zu trennen sind. Immer geht es dabei auch um die Ausbalancierung zwischen Individualismus und Formen der Vergemeinschaftung.

Auch die Scheidungsquoten werden voraussichtlich in den nächsten Jahren noch weiter ansteigen. Wie inzwischen klar sein dürfte, muss das nicht bedeuten, dass die Ehe an Zustimmung verliert – zumindest dann, wenn die Wiederverheiratsquoten nicht drastisch sinken. Berechnet man den aktuellen Anteil von Personen, die im höheren Alter in einer zufriedenstellenden Ehe leben, kommt man – erstaunlicherweise? – immer noch auf 80 bis 90 Prozent (Hardyment 1998: 26). In der Tat ist in der Altersgruppe der 55- bis 65-Jährigen, wo der Anteil der Verwitweten noch nicht sehr hoch ist, der Anteil der Singles relativ gering, der Anteil der Verheirateten dagegen ziemlich hoch (und wahrscheinlich fast die Hälfte von ihnen sind in einer zweiten oder dritten Ehe).

Für die Zukunft ist aber weniger die Höhe der Scheidungsrate bedeutsam oder die Frage, bei welcher Rate die Scheidungserwartung schon bei der Eheschließung größer ist als die Erwartung einer dauerhaften Ehe. Wichtiger ist eine andere Konsequenz. Seit einigen Jahrzehnten gehört es zu einem Normallebenslauf in unserer Kultur, vor der Eheschließung schon mehrere Beziehungen gehabt zu haben. Und der Anteil an Erwachsenen, die in ihrem Leben nur eine langjährige Beziehung (ihre Ehe) hatten, dürfte bald unter fünfzig Prozent fallen. Es wird inzwischen fast als normal angesehen, dass man in einem langen Leben mehrere langjährige Beziehungen hat. Aber es wird auch beklagt, dass

dies für die Kinder ein Problem sei, die unter solchen biographischen Neuorientierungen der Eltern leiden. Das könnte in Zukunft den gesellschaftlichen Druck erhöhen (vielleicht auch rechtlich untermauert), den Übergang in die Elternschaft mit der Verpflichtung für beide Eltern zu verbinden, mit ihren Kindern im Trennungsfall weiter ein intensives Verhältnis zu haben und sich gemeinsam um sie zu kümmern. Aber wie löst man die wachsenden Probleme von Müttern oder Vätern mit mehreren Kindern, die sie mit verschiedenen Partnern haben? Wohnen Kinder der Zukunft womöglich immer häufiger mit Personen zusammen, die sie nicht gut kennen? Ein extremes Beispiel finden wir in dem Roman *Slam* von Nick Hornby. Die Eltern eines Jungen trennen sich, der Vater zieht aus. Nach einiger Zeit hat die Mutter einen neuen Freund, dieser zieht eines Tages mit seinen beiden Töchtern zu ihr und ihrem Sohn. Doch Mutter und Sohn kommen mit den Töchtern nicht klar, und eines Tages zieht die Mutter aus, der Junge bleibt zurück mit den beiden fremden Stiefschwestern und dem fremden Stiefvater.⁷

Zukunftsforschung und Science Fiction sind stark technik-orientiert. Auch familienbezogene Zukunftsforschung muss sich fragen, welche Folgen der technische Fortschritt, der in Richtung ‚smart home‘ geht, für das Familienleben haben könnte. Das versehentlich angelassene Bügeleisen wird dann keinen Ehestreit mehr auslösen. Als relativ wahrscheinlich gilt auch, dass der Medien-Konsum noch stärker individualisiert sein wird: Jeder hat seine eigene Unterhaltungstechnik, es gibt kaum noch gemeinsames Fernsehen und gemeinsame Mahlzeiten, die Kinder sind auch häufiger außer Haus. Andererseits ist nicht auszuschließen, dass die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern intensiver sein werden, nicht nur die Mutter-Kind-, sondern auch die Vater-Kind-Beziehungen. Man wird nicht mehr so oft zusammensitzen, aber man wird dank Video-Telefon viel häufiger Kontakt haben, irgendwann wohl auch einschließlich haptischer und olfaktorischer Illusionstechnik. Allerdings könnte die wechselseitige Kontrolle und Überwachung zunehmen, wie es sich bereits mit dem Mobiltelefon andeutete (Burkart 2007a). So könnte zum Beispiel der „intelligente Stromzähler“ erlauben, ein Energieverbrauchsprofil für jedes Haushaltsmitglied aufzustellen, das übers Internet jederzeit abrufbar ist – für die Werbewirtschaft genauso wie für andere Familienmitglieder.

Manche Zukunftsforscher nehmen an, dass sich Familienmitglieder, die in verschiedenen Haushalten leben, virtuell besuchen können oder genauer: dass zwei Wohneinheiten von entfernt voneinander lebenden Verwandten virtuell zusammengebracht werden. Es geht um mehr als Video-Konferenz mittels Großbildschirm an der Wohnzimmerwand. Die Vorstellung ist, dass die ganze Wand eines Wohnzimmers sich virtuell öffnet und ‚dahinter‘ das Wohnzimmer der entfernt lebenden Verwandten sichtbar wird. Man werde dann diese Verwandten dreidimensional und in Lebensgröße sehen und mit ihnen sprechen – und sie vermutlich zumindest virtuell auch berühren können.

7 Hornby, Nick (2008): *Slam*. London: Penguin, S. 208f. – Dieser Roman thematisiert die Probleme eines Sechzehnjährigen, der ungewollt Vater wird. Die Mutter ist fünfzehn, und es ist keine Überraschung, dass die Familiengründung misslingt. Der junge Vater bekommt bald noch eine Schwester (seine eigene Mutter ist auch erst Anfang dreißig und hat einen neuen Freund, von dem sie schwanger wird), die etwas jünger ist als sein Sohn, dessen Tante sie werden sollte. Abgesehen von diesen verwickelten Konstellationen wird der junge Mann phasenweise in seine eigene Zukunft versetzt, die er doch nicht verhindern kann, als er wieder in der richtigen Zeit ist.

6. Renaissance der Familie?

Elisabeth Beck-Gernsheim macht in ihrem Beitrag darauf aufmerksam, dass der eingeschränkte Blick auf die westliche Welt und die Leitvorgabe des westlichen Modells für das, was wir unter ‚Familie‘ verstehen sollten, bisher verhindert hat, etwas Anderes zu denken als eine Fortsetzung des westlichen Wegs der Individualisierung. Sie stellt die Frage, ob etwa Verwandtschaftsnetzwerke, wie man sie aus traditionellen Kulturen kennt, möglicherweise besser gerüstet für die Herausforderungen einer zunehmend globalisierten Welt sein könnten. Vielleicht ist die Gegenüberstellung von modern-westlichen Formen (romantische Liebe, Autonomie des Paares) und traditional-nichtwestlichen Formen (arrangierte Ehe, Dominanz der Verwandtschaftsbeziehungen) nicht mehr zeitgemäß, weil es in Zukunft darum gehen könnte, aus der Annäherung und Verschmelzung beider Modelle neue Formen zu finden.

Das wirft auch die Frage nach den Möglichkeiten einer Renaissance der Familie auf. Ein deutliches Zeichen eines Wiedererstarkens der Familie wäre ein Anstieg der Kinderzahl, also ein Anstieg des Anteils von Familien mit drei, vier oder noch mehr Kindern. Wir werden es dabei weniger mit einer Wiederkehr der bürgerlichen Großfamilie der Zeit um 1900 zu tun haben, sondern eher mit einem flexiblen Verband von mehreren Vätern (seltener: mehreren Müttern) und vielen Kindern, die eine breitere Altersspanne (20 bis 30 Jahre) umfassen als in der bürgerlichen Familie. Vielleicht unterscheidet man dann zwei Kindergenerationen in einer Familie.

Eine Bedingung, unter der eine solche Entwicklung durchaus vorstellbar wäre, ist ein Wiedererstarken von Religiosität. Anzeichen einer Renaissance des Religiösen werden seit Längerem registriert. Religiöse Menschen haben meist eine höhere Geburtenrate, auch heute noch (Brose 2006). Unabhängig davon könnte es auch aus anderen Gründen dazu kommen, dass es für manche Frauen – und Männer? – attraktiver wird, besonders viele Kinder zu bekommen.

Ein anderer Trend ist das Wiedererstarken des Glaubens, dass Familie eine ‚natürliche‘ Angelegenheit sei, und dass es unserer menschlichen Natur eher entspreche, in Familien zu leben und Gemeinschaften zu bilden als allein zu leben oder ohne Kinder. Es könnte sein, dass in absehbarer Zeit durch weitere Erkenntnisse der Genetik, der Gehirnforschung, der Soziobiologie oder der Evolutionspsychologie – sie werden inzwischen gern mit dem Terminus ‚Lebenswissenschaften‘ zusammengefasst – sich in der Öffentlichkeit immer stärker die Ansicht durchsetzt, dass Familie und Verwandtensolidarität stärker biologisch-genetisch vorbestimmt sind als die Soziologie oder die Kulturwissenschaften bisher behaupteten. Das gilt auch für die Geschlechterdifferenz und die Heterosexualität. Insgesamt könnte dies zu einem Erstarken des Profamilismus führen, also jener Ideologie, die sich aktiv und normativ für die Familie einsetzt, weil sie als eine höherwertige und ‚natürliche‘ Lebensform betrachtet wird. Auch die nichtehelichen Familienformen könnten wieder stärker unter ideologischen Druck geraten. Vielleicht wird man sich im Jahr 2030 dann wundern, dass um die Jahrtausendwende in familiensoziologischen Standardwerken die Geschlechter-Differenz und die Vateranwesenheit aus der Definition von Familie getilgt worden waren. Als Grund dafür könnte dann erscheinen, dass es ‚damals‘ in erster Linie darum gegangen war, Einelternfamilien oder homosexuelle Paare mit Kindern als

vollwertige Familien zu legitimieren. Und man könnte dies im Jahr 2030 als ‚damals‘ *politisch korrekt* einstufen, als inzwischen jedoch biowissenschaftlich widerlegt.

Ob es zu einer starken Re-Biologisierung von Familie und Geschlechtsrollen durch Hirnforschung, Genetik und Evolutionsbiologie kommt, wird auch davon abhängen, ob der sozio-kulturelle Konstruktivismus weiter zurückgedrängt wird und zum Beispiel die frühkindliche Mutterbindung wieder als so wichtig angesehen wird, dass die Toleranz gegenüber erwerbstätigen Müttern weiter sinken könnte. ‚Weiter‘ – denn sie sinkt bereits: So ist zum Beispiel in Westdeutschland zwischen 2000 und 2006 der Anteil von Befragten leicht angestiegen, die meinten, die Beziehung zum Kind leide, wenn die Mutter berufstätig ist (Scheuer/Dittmann 2007).

Ein wichtiger Faktor für eine Renaissance der Familie wäre ein deutlicher Rückgang der Kinderlosigkeit. Zwar sieht auch Marina Rupp dafür kaum Anzeichen in naher Zukunft, aber sie zeigt auch, dass bestimmten Rahmenbedingungen hier besondere Bedeutung zukommt. Was wären die Bedingungen für einen deutlichen Rückgang der Kinderlosigkeit? Abgesehen von infrastrukturellen Verbesserungen sowohl im Erziehungsbereich (siehe dazu auch den Beitrag von Birgit Pfau-Effinger) als auch in der Arbeitswelt, die zu einer deutlichen Abmilderung des notorischen Vereinbarkeitsproblems führen würden, müsste es zu einem Abbau überzogener Erziehungsansprüche kommen, und es müsste zu einer Ausweitung der Altersspanne kommen, in der es für Frauen als normal gilt, Mutter zu werden. Auch die Adoption müsste leichter möglich und vor allem auch bei potentiellen Eltern stärker akzeptiert werden, und natürlich müsste es auch zu deutlichen Verbesserungen der Unterstützung bei der medizinischen Behandlung von unfreiwilliger Kinderlosigkeit kommen.

Nehmen wir an, im Jahr 2030 liege in bestimmten Segmenten – etwa städtischen Eliten – der Generation der dann 60-Jährigen die Kinderlosigkeit bei etwa fünfzig Prozent. Ein Mitglied dieser Elite feiert seinen sechzigsten Geburtstag. Natürlich sind viele Familienmitglieder anwesend, aber darunter gibt es nur wenige Kinder und kaum Enkelkinder. Weil es sich um eine prominente Person handelt, die sich Verdienste um das öffentliche Leben der Gemeinde erworben hat, sind auch Journalisten anwesend, die im Lokalteil der Zeitungen von der Feier berichten. Eine Autorin, die sich schon länger mit diesem Thema befasst und solche Informationen seit Jahren sammelt, schreibt ein Buch über die Trostlosigkeit des Alterns, die in dieser Generation der Kinder- und Enkellosen vorherrscht. Das Buch wird zum Bestseller, denn für die nachwachsenden Generationen ist dies ein abschreckendes Beispiel, und die Sorge, im Alter ohne Familiennachwuchs zu sein (wie sie es bei vielen Tanten und Onkeln in der Familie erleben), entwickelt sich zu einer der Grundängste dieser Generationen. Der Diskurs über diese Sorge führt zu einem Anstieg der Geburtenrate vor allem bei jungen Frauen. Generationszyklen dieser Art sind aus vielen Bereichen bekannt. Eine Trendwende zu mehr Kindern ist also gar nicht so unwahrscheinlich.

7. Geschlechterverhältnisse, soziale Ungleichheit und Professionalisierung der Elternschaft

Wird sich im Geschlechterverhältnis in den nächsten Jahrzehnten die heute allseits geforderte Gleichheit durchsetzen, wird es eher zu einem Wiedererstarken patriarchaler Strukturen kommen oder wird es zu einer Machtverteilung zugunsten der Frauen kommen? Diese Frage habe ich in einiger Ausführlichkeit an anderer Stelle behandelt (Burkart 2007c, 2008a: 309ff.), so dass hier ein paar zusammenfassende Bemerkungen genügen sollen.

Zunächst lässt sich sagen, dass Gleichheit eine labile Option ist, die schwer zu realisieren und vielleicht noch schwerer aufrechtzuerhalten ist (Koppetsch/Burkart 1999). Auch Alexander Röhlers Überlegungen zur zukünftigen Arbeitsteilung gehen zum Teil in diese Richtung. Zweitens ist eine Prognose schwierig, weil es ganz danach aussieht, dass hier auch ein subtiler Geschlechterkampf die nächsten Jahrzehnte prägen wird, ein Konflikt, dessen Ausgang von vielen Faktoren abhängt. Es scheint aber einiges dafür zu sprechen, dass es eher zu einem Machtgewinn der Frauen (im Rahmen einer Feminisierung der Kultur) kommt als zu einem Wiedererstarken des Patriarchats. In Paarbeziehungen würde es dann immer häufiger die Frau sein, deren Erwerbsarbeit etwas mehr Geld einbringt, und die deshalb gute Gründe hat, vom Mann zu erwarten, dass er sich etwas mehr um den Haushalt kümmert. Im Allgemeinen setzt das voraus, dass bereits bei der Paarbildung die alte Regel außer Kraft gesetzt ist, nach der ein Mann größer, älter und vor allem: statushöher sein sollte als die Frau.

Mit der Feminisierung der Arbeitswelt und des öffentlichen Lebens werden auch die ‚neuen Väter‘ an Bedeutung gewinnen. Immer mehr Männer werden sich stärker um die Erziehung ihrer Kinder kümmern und im Regelfall wenigstens ein Jahr ganz auf Erwerbsarbeit verzichten. Auch ihr Ansehen in der Gesellschaft wird steigen, sie werden nicht mehr so sehr belächelt, wie es heute oft noch der Fall ist. Die Veränderungen im Geschlechterverhältnis sind also eng mit Veränderungen der Elternrollen verknüpft. Allerdings gibt es auch Anzeichen für eine Polarisierung: Auf der einen Seite ein Anstieg der Zahl ‚neuer Väter‘, auf der anderen Seite mehr alleinerziehende Frauen mit entsprechender Marginalisierung der Väter, eine Art neuer Matrilinearität (Burkart 2007b). Überhaupt erscheint die Zukunft der Vaterschaft prekär. Viele Kinder werden die Trennung ihrer Eltern erleben. Eines Tages, so könnte man im Anschluss an Laszlo Vaskovics' Überlegungen zur Segmentierung der Elternschaft vermuten, könnte es seltsam anmuten, wenn jemand ‚nur einen‘ Vater hätte. Ein Großteil der Personen könnte in Zukunft in permanente Rechtsstreitigkeiten verwickelt sein, welches Segment von Vaterschaft und Mutterschaft für wen zutrifft, mit welchen finanziellen, erbrechtlichen und verwandtschaftlichen Konsequenzen.

Eine andere Entwicklung, bei der sich die Elternschaft stärker von den Geschlechtsrollen löste, könnte darin bestehen, dass immer häufiger schwule Paare als Elternpaare in Erscheinung treten, wie der Beitrag von Maja S. Maier demonstriert. Es gibt Anzeichen, dass sich nicht nur insgesamt die Stellung und die Akzeptanz von Homosexualität weiter verbessern wird (zum Beispiel könnte sie sich vom früheren Stigma zu einem Ausdruck ‚kosmopolitischer Individualität‘ entwickeln, wie Maier schreibt), sondern sogar, dass homosexuelle Paare unter Umständen die besseren Eltern sein könnten. Im Zusammenhang mit der Migration ist eine *Pink Card* für Einwanderung schwuler Eltern denkbar!

Vielleicht geht es in Zukunft aber nicht mehr vorrangig um Männer und Frauen und um die Frage, welches Geschlecht für die Familienarbeit zuständig ist, sondern um die Frage: Welche Paare machen die Familienarbeit weitgehend selbst und welche delegieren sie bzw. Teile davon? Wenn wir also im nächsten Schritt das Geschlechterverhältnis mit der über Bildung hergestellten und reproduzierten sozialen Ungleichheit verknüpfen, lassen sich drei Szenarien konstruieren, die hier ebenfalls nur kurz skizziert werden sollen, da sie an anderer Stelle bereits ausführlicher dargestellt wurden (Burkart 2007c, 2008b).

Das erste dieser Szenarien geht davon aus, dass hochgebildete Paare einen erheblichen Teil der Familienarbeit an Frauen, Paare oder Familien mit wenig Bildung und geringen Einkommensaussichten delegieren, zunehmend an Migrantinnen aus peripheren globalen Regionen. Sie erledigen in Akademikerhaushalten Putzarbeiten, Altenpflege und Kinderbetreuung. In Arbeiten von Arlie Hochschild (2003) finden sich solche Hinweise auf die Globalisierung der häuslichen Arbeit (siehe auch Elisabeth Beck-Gernsheim's Beitrag).

Damit wird die *Professionalisierung* der Familienarbeit und der Elternrollen forciert. Das wird noch deutlicher, wenn man – im zweiten Szenario – von einer anhaltenden Kinderlosigkeit von Akademikern ausgeht. Es ist denkbar, dass die zukünftige Generation der Führungselite in den westlichen Ländern immer weniger eigene Kinder bekommt. Sie wäre von der Reproduktionsaufgabe entlastet, die von anderen wahrgenommen würde. Das ist gerade dann nicht unwahrscheinlich, wenn sich in der Bildungselite Gleichheit zwischen den Geschlechtern durchsetzen würde. Beide Partner, Mann und Frau, könnten sich dann ganz auf die Karriere konzentrieren.

Man mag dieses Szenario eher als eine Wild Card betrachten: seine Realisierung ist unwahrscheinlich, aber sie hätte gravierende Folgen. Noch wird es nicht offen ausgesprochen, aber vielleicht entzündet sich bald eine Debatte darüber, was es bedeuten würde, wenn ‚die Besten‘ keine Kinder mehr bekämen. Hier lassen sich interessante Parallelen zur platonischen Idee der Meritokratie, wie sie Alois Hahn darstellt, entdecken. Die deutsche Familienpolitik hat jedenfalls schon zu reagieren begonnen, etwa mit steuerlichen Absetzmöglichkeiten für Kinderbetreuung im eigenen Haushalt oder dem 2007 eingeführten Elterngeld. Beide Maßnahmen lassen sich interpretieren als Anreiz für die Bildungselite, (mehr) Kinder zu bekommen – und auch als Versuch, dieses Szenario zu verhindern.

Denkt man hier jedoch radikal weiter, kommt man zu einem dritten Szenario: Elternschaft als Beruf. Tendenzen der Professionalisierung sind insofern schon sichtbar, als mit weiter steigenden Erziehungsansprüchen Elternschaft immer mehr so erscheint, als sei für die elterliche Praxis eine anspruchsvolle berufliche Qualifikation erforderlich. Wenn es richtig ist, wie Birgit Pfau-Effinger vermutet, dass es auf dem Weg in die globalisierte Wissensgesellschaft immer wichtiger wird, schon Kleinkinder auf ihre Integration ins Erwerbsleben vorzubereiten, dann könnte Elternschaft sich in Richtung eines zertifizierten Berufs entwickeln, integriert in das Erziehungs- und Bildungssystem.

Zumindest könnte es zu einer weiteren Ausdifferenzierung von bisher Eltern vorbehaltenen Aufgaben kommen. Ein differenziertes professionalisiertes Berufsfeld könnte sich entwickeln, mit vielfältigen Verbindungen zum Gesundheits- und zum Erziehungssystem: Medizinisch geprüfte Samenspenden, ausgesuchte Spezialistinnen fürs Gebären („Leih-Mütter“), genetisch getestet und gut überwacht, Spezialistinnen für Baby-Pflege,

für die Betreuung und Erziehung in Kindergarten und Vorschule, pädagogisch examiniert; Spezialisten für die Zeitorganisation in Familien, mit einem BA-Titel für Zeitmanagement (z.B. ‚BA Domestic Care and Time Use in Families‘).

8. Biotechnologische Ausblicke für eine Gesellschaft ohne Familie

Es hat in der Familienforschung immer wieder Diskussionen um den Familienbegriff gegeben, und die Familiensoziologie wird häufig kritisiert, sie halte an einem überholten Familienbegriff fest. Auch Karl Lenz macht in seinem Beitrag deutlich, dass es für eine zukunftsbezogene Betrachtung wichtig ist, sich über die historische Verankerung des jeweils verwendeten Familienbegriffs Rechenschaft abzulegen.

Die Frage lässt sich zuspitzen: Ist die Familie überholt? Die Gegenfrage wäre: Ist eine Gesellschaft ohne Familie überhaupt denkbar? Sowohl das (alte) Modell der Kollektivierung der Nachwuchsbetreuung und -erziehung als auch die radikale Professionalisierung der Elternschaft würde Familie in der heutigen Form in der Tat überflüssig machen. Würde sie auch die Mutter-Kind-Einheit, die vielfach als der letzte harte Kern von Familie angesehen wird, überflüssig machen?

Die biotechnologischen Entwicklungen weisen zumindest in diese Richtung. In-vitro-Fertilisation, extra-korporale Befruchtung, Leihmütterschaft und eine längere Periode der embryonalen Entwicklung im ‚Brutkasten‘ – diese und andere Methoden der Reproduktionsmedizin und der Gentechnologie könnten die bereits eingeleitete Trennung von biologischer und sozialer Elternschaft verstärken und damit auch die Einheit von biologischer und sozialer Mutterschaft weiter untergraben.

Es mag aufschlussreich sein, hier noch einmal einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Gerade an diesem Punkt erscheinen die 1970er Jahre als Zeitenwende. Um das Jahr 1970 herum fing man gerade erst an, die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung zu legitimieren. Sexualität ohne Fortpflanzungsabsicht (insbesondere außerhalb der Ehe) war bis dahin nicht nur von der katholischen Kirche bekämpft, sondern auch von breiten Bevölkerungsschichten zumindest mit Argwohn betrachtet worden. Darüber hinaus gab es Ende der 1960er Jahre noch große Vorbehalte gegen künstliche Befruchtung oder andere Methoden der Zeugung ohne (ehelichen) Sex. In Europa wurde diskutiert, ob künstliche Befruchtung mittels Samenspende Ehebruch sei („Unzucht bzw. Ehebruch aus der Tiefkühltruhe“), und somit als Scheidungsgrund angesehen werden könne, und ob auf solche Weise gezeugte Kinder ehelichen Status haben könnten. Nach deutschem Recht konnte damals ein Ehemann die Ehelichkeit des Kindes erfolgreich anfechten, wenn er sein ursprüngliches Einverständnis zur Samenspende zurückzog (McLaren 1971: 145).

Auf der anderen Seite wurden hier einige der biotechnologischen Entwicklungen der nahen Zukunft schon recht deutlich gesehen. „Der nächste Schritt wird Befruchtung und Zeugung außerhalb der elterlichen Einheit sein – das ‚Baby aus der Retorte‘“ (Raveau 1971: 63). Genetiker waren zwar zum Teil noch skeptisch: Von erfolgreicher „Euphänik“ (d.h., dem Versuch, genetische Defekte während der Entwicklung des Embryo durch gentechnische Eingriffe zu korrigieren) sei man noch weit entfernt, und „eine positive Beeinflussung der Eigenschaften unserer Spezies“ sei „in den nächsten paar Generationen“ viel wirkungsvoller durch Erziehung und die Analyse von Erziehungswirkungen als

„durch ein Herumspielen an der Biochemie des Ungeborenen“ zu erzielen (McLaren 1971: 148). Gentechnologische Manipulationen könnten sich im 21. Jahrhundert stark weiter entwickeln, doch „höchstwahrscheinlich werden sie – zumindest in den nächsten hundert Jahren – bei unserer eigenen Spezies keine Anwendung finden“ (ebd.: 149). Doch es gab auch Grund zum Optimismus: Die ‚Zellkern-Transplantation‘ stand damals bereits am Horizont der Möglichkeiten, mit dem in Kürze erfolgreichen Klonen von Säugetieren wurde gerechnet und damit auch mit der Diskussion nach einem „genetischen Wunschkind“ beim Menschen. Eitransplantationen und künstliche Befruchtung würden bald „zum gewohnten Repertoire des Gynäkologen“ gehören (ebd.: 151).

Die Autorin befasste sich mit zwei weiteren theoretisch denkbaren Techniken der Zeugung ohne Sexualität. Die erste, Fortpflanzung durch Parthenogenese (Zeugung ohne männliche Samenzellen), kommt normalerweise nur bei sehr einfachen Tiergattungen vor. Es sei aber bereits versucht worden, sie bei Säugetieren anzuwenden, und die Autorin spekuliert scherzhaft, dass sie vielleicht eine Option für die Zukunft werden könnte (falls die technischen Probleme lösbar seien), wenn die Frauen „männerfeindlicher“ würden, also z.B. keine Lust auf Sex mit Männern mehr hätten (McLaren 1971: 150). Auch für die zweite Technik, Vitriparitie, „also die Abwicklung der gesamten Embryonalentwicklung außerhalb des Körpers wie in Huxleys ‚Brave New World‘“ (ebd.), könne man zwar bisher kaum von einer gesellschaftlichen Notwendigkeit ausgehen. Aber wäre es nicht doch denkbar, dass immer mehr Frauen das Austragen eines Kindes als lästig empfänden? (ebd.). In der Diskussion zum Vortrag war von einem möglicherweise wachsenden gesellschaftlichen Druck die Rede, diese Technik zur Anwendungsreife zu entwickeln, „denn Vitriparitie wäre eine der am meisten emanzipierenden Möglichkeiten, die wir gewinnen könnten“ (ebd.: 155).

Seit dieser Zeit haben Reproduktionsmedizin und Biotechnologie enorme Fortschritte erzielt. Schon 1978 gelang die erste extrakorporale Befruchtung, die zur Existenz des ersten Menschen führte, der ‚im Reagenzglas gezeugt‘ wurde. Inzwischen ist auch das ‚Klonen‘ von Menschen nicht mehr reine Phantasie. Mit der Formel ‚Vom Sex ohne Zeugung zur Zeugung ohne Sex‘ lässt sich also die Entwicklung seit den 1960er Jahren gut auf den Punkt bringen. Und die weitere Konsequenz liegt auf der Hand: ‚... zur Zeugung ohne Familien‘. Geburten könnten sich durch ‚Leihmutterchaft‘ vollständig von der Elternschaft lösen, biologische und soziale Elternschaft könnten gänzlich auseinanderfallen. Als erstes würde der Vater überflüssig – jedenfalls im Sinne des bisherigen Zeugungsaktes. Die Männer würden immer stärker auf eine reine Samenspender-Rolle reduziert, von der Sexualität abgelöst (die dann vollständig von der Nachwuchserzeugung abgelöst wäre). Als Samenspender wären nur noch jene Männer zugelassen, die einen Samen-Qualitätstest erfolgreich absolviert hätten.

Doch warum sollte es den Frauen überlassen bleiben, ob sie Kinder bekommen wollen oder nicht? Die Fortschritte der Gentechnologie, der Pränatal- und der Präimplantationsdiagnostik werden bald zu Debatten darüber führen, wie eine Frau genetisch ausgestattet sein sollte, wenn sie ein Kind gebären will. Es wird zu neuen Normierungen kommen, zu Empfehlungen durch familien- und gesundheitspolitische Institutionen, irgendwann vielleicht sogar zu einem gesetzlichen Verbot der unkontrollierten Zeugung. Eine wissenschaftliche Instanz würde einen Katalog zusammenstellen, welche genetischen Risiken eine Geburt noch als zulässig erscheinen lassen und welche nicht. Wo jetzt noch ei-

ne Präimplantationsdiagnostik ausreicht, bei der nach einer In-Vitro-Befruchtung Embryonen vor der Einpflanzung in den Mutterleib untersucht werden, wäre dann eine genetische Vorselektion der biologischen Mütter – der Eispenderin ebenso wie der Austragemutter – dringend empfohlen oder sogar zwingend vorgeschrieben. Dies könnte auch deshalb notwendig werden, weil aufgrund der Fortschritte der Stammzellenforschung und der Technik des Klonens zum Beispiel entschieden werden müsste, ob ein Embryo auf der Grundlage von tierischen Stammzellen zum Menschen heranreifen darf.

Auch die Partnerwahl könnte bald ihre romantische Unschuld verlieren. Wenn wir immer besser Bescheid über genetische Dispositionen wissen, wird man eines Tages nur noch heiraten oder Kinder zeugen, wenn man den genetischen Code seines Partners kennt. Und was wird aus Personen, deren genetischer Code hohe Krankheitsrisiken anzeigt? Sie könnten die Stigmatisierten des 21. Jahrhunderts sein. Es wird heute als wahrscheinlich angesehen, dass bald für jede Person eine relativ preiswerte vollständige Information über das eigene Genom verfügbar sein wird. Am Ende hätten wir eine Gesellschaft, in der die Zeugung von Nachwuchs genetisch kontrolliert würde und die Partnerwahl von der wechselseitigen Kenntnis genetischer Dispositionen abhängig werden könnte. Die alten Heiratsverbote aus politischen und ökonomischen Gründen würden durch neue Paarungs-, Heirats- und Zeugungsverbote aus genetischen Gründen ersetzt.

Vorstellungen dieser Art klingen heute noch sehr nach Science Fiction. Vielleicht sind sie auch als *Wild Card* noch überzogen. An dieser Stelle sei nochmals an die ersten Abschnitte dieses Texts erinnert. Zukunftsforschung ist keine empirische Wissenschaft in dem Sinne, dass man sagen könnte, was wirklich kommt. Aber wir können sagen, welche denkbaren und möglichen Entwicklungen – seien sie aus heutiger Sicht auch noch so unwahrscheinlich – uns beunruhigen, und wir können versuchen, die Zukunft entsprechend zu beeinflussen.

Literatur

- Ågerup, Martin (2000): Von Szenarien zu Wild Cards. – Das Kopenhagener Institut für Zukunftsforschung. In: Steinmüller, Karlheinz/Kreibich, Rolf/Zöpel, Christoph (Hrsg.): *Zukunftsforschung in Europa. Ergebnisse und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos, S. 111-114.
- Behr, Manfred (2007): Präkognition oder Prävention: Überlegungen zu einem Dilemma am Beispiel von Stephen Spielbergs Science-Fiction-Film *Minority Report* (USA 2002). In: *Zeitschrift für Semiotik* 29, 2-3, S. 243-254.
- BMFSFJ (Hrsg., 2006): *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht*. Bundestagsdrucksache 16/1360.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: Universitätsverlag/UTB (original: *Le nouvel esprit du capitalisme*, Paris 1999).
- Brose, Nicole (2006): Gegen den Strom der Zeit? – Vom Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern und die Wahrnehmung des Kindernutzens. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 31, 2, S. 257-282.
- Burkart, Günter (2007a): *Handymania. Wie das Mobiltelefon unser Leben verändert hat*. Frankfurt am Main: Campus.
- Burkart, Günter (2007b): Das modernisierte Patriarchat. Neue Väter und alte Probleme. In: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 4, 1, S. 82-91.
- Burkart, Günter (2007c): Zukünfte des Geschlechterverhältnisses. Kommentar zum Siebten Familienbericht. In: *Zeitschrift für Soziologie* 36, 5, S. 401-405.

- Burkart, Günter (2008a): *Familiensoziologie*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Burkart, Günter (2008b): Zukunft der Familie oder: Szenarien zukünftiger Lebens- und Familienverhältnisse. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde*. Opladen: Barbara Budrich/UTB, S. 253-272.
- Elliott, Katherine (Hrsg. 1970): *The Family and its Future. A Ciba Foundation Symposium*. London: Churchill-Longman.
- Elliott, Katherine (Hrsg., 1971): *Hat die Familie noch eine Zukunft? The Family and its Future. Ein Symposium der Ciba Foundation*. München: Desch.
- Fuchs, Marek (2003): *Hausfamilien. Nähe und Distanz in unilokalen Mehrgenerationenkontexten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hardyment, Christina (1998): *The Future of the Family*. London: Phoenix.
- Hochschild, Arlie R. (1997): *The Time Bind. When Home Becomes Work and Work Becomes Home*. New York: Holt.
- Hochschild, Arlie R. (2003): *The Commercialization of Intimate Life: Notes from Home and Work*. Berkeley: University of California Press.
- Höhn, Charlotte (2007): Bevölkerungsforschung und demographischer Wandel – Zur politischen Würdigung der Demographie seit den 1970er Jahren. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 32, 1-2, S. 73-98.
- Jouvenel, Hugues de (2000): Futuribles – ein Gesamtkonzept der Zukunftsforschung. In: Steinmüller, Karlheinz/Kreibich, Rolf/Zöpel, Christoph (Hrsg.): *Zukunftsforschung in Europa. Ergebnisse und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos, S. 55-67.
- Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (Hrsg., 2007): *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter; unter Mitarbeit von Maja S. Maier (1999): *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Kreibich, Rolf (2007): Wissenschaftsverständnis und Methodik der Zukunftsforschung. In: *Zeitschrift für Semiotik* 29, 2-3, S. 177-198.
- McLaren, Anne (1971): Biologische Regulation der Fortpflanzung. In: Katherine Elliott (Hrsg.): *Hat die Familie noch eine Zukunft?* München: Desch, S. 137-157.
- Opaschowski, Horst W. (2002): *Wir werden es erleben. Zehn Zukunftstrends für unser Leben von morgen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft/Primus.
- Raveau, Francois H.M. (1971): Künftige Familienmodelle und die Gesellschaft. In: Katherine Elliott (Hrsg.): *Hat die Familie noch eine Zukunft?* München: Desch, S. 58-71.
- Scheuer, Angelika/Dittmann, Jörg (2007): Berufstätigkeit von Müttern bleibt kontrovers. Einstellungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Deutschland und Europa. *Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI)*, 38, S. 1-5.
- Shorter, Edward (1975): *The Making of the Modern Family*. New York: Basic Books.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2006): *Bevölkerung Deutschlands bis 2050. 11. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Steinmüller, Karlheinz (2007): Zeichenprozesse auf dem Weg in die Zukunft: Ideen zu einer semiotischen Grundlegung der Zukunftsforschung. In: *Zeitschrift für Semiotik*, 29, 2-3, 157-175.
- Steinmüller, Karlheinz/Kreibich, Rolf/Zöpel, Christoph (Hrsg.) (2000): *Zukunftsforschung in Europa. Ergebnisse und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos.
- Uerz, Gereon (2006): *ÜberMorgen. Zukunftsvorstellungen als Elemente der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit*. Paderborn: Fink.
- Weiss, Robert S. (1971): Ehe und Familie in der Zukunft. In: Katherine Elliott (Hrsg.): *Hat die Familie noch eine Zukunft?* München: Desch, S. 72-91.

Zukunftsforschung

